

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich bin der freieste Mann von Zdurotschin!“ schrie Karl Zdurotschin. „Mir kann keiner! Ich kann machen, was ich will. Ich kann mir alles leisten! Hoch die Freiheit, sie soll leben, dreimal hoch!“

„Prost!“ sagte Hugo kleinlaut, denn er war an seiner wundesten Stelle getroffen worden.

Beim fünften Glase schickte Karl Zdurotschin den Kellner hinaus und vertraute seinem Kumpan das große Geheimnis an. Hugo riß Mund und Augen auf.

„Menschenkind!“ rief er überglücklich. „Dann bin ich ja dein Schwager!“

„Esst!“ machte Karl Zdurotschin und schaute sich um. „Nicht so laut. Was meinst du, ob sie mich mögen wird?“

„Keine Frage!“ sprach Hugo sicher. „So dümm ist sie nicht! Wofür ist sie meine Schwester!“

„Du könntest eigentlich ein Wort für mich einlegen!“ schlug Karl Zdurotschin vor.

„Hundert!“ versprach Hugo begeistert. „So einen Schwager hab ich mir schon lange gewünscht. Wieviel hast du denn eigentlich?“

Karl Zdurotschin zögerte, die Summe zu nennen.

„Das muß ich wissen!“ drängte Hugo eifrig. „Ungefähr bloß. Damit ich besser für dich agtieren kann.“

Das sah Karl Zdurotschin ein.

„Nu, ich denke,“ flüsterte er zögernd, „aber es bleibt unter uns, ich denke, es werden so etwa drei Millionen sein.“

„Faler?“ fragte Hugo ziesbewußt.

„Mar!“ erwiderte Karl Zdurotschin ärgerlich. „Du bist wohl verrückt?“

„Auch gut!“ meinte Hugo gömmerhaft. „Mit zwei Millionen könnt ihr ganz gut auskommen.“

„Nu, nu!“ grinste Karl Zdurotschin. „Seß dir nur keine Raupen in den Kopf. Bar Geld kriegst du nicht in die Finger. Einen Wechsel von dreitausend Mar sollst du haben.“

„Dreitausend!“ schlug Hugo vor, dem sich die Zukunft rosig malte.

„Dreitausendsechshundert!“ gab Karl Zdurotschin zu. „Aber keinen Pfennig mehr!“

„Abgemacht!“ rief Hugo glücklich und hielt ihm die Hand hin.

Karl Zdurotschin schlug ein.

„Und das Testament?“

„Das ändere ich erst, wenn sie ja! sagt.“

„Sie wird!“ verschwur sich Hugo. „Laß mich nur machen. Ich werd' ihr die Sache vom Standpunkte der reinen Vernunft erläutern.“

Karl Zdurotschins Augen strahlten in seliger Wonne. „Himmelfahrt komm ich!“ stöhnte er glücklich. „Sie hat mich eingeladen!“

„Wozu müßt du so lange warten!“ heßte ihn Hugo auf. „Komm gleich mit. Wir nehmen einen Wagen, und in zwei Stunden ist die Sache perfekt.“

„Nein!“ sagte Karl Zdurotschin und schüttelte den Kopf. „Auf dem Wagen fahr ich nicht gerne. Und mit der Tür ins Haus fallen will ich auch nicht. Aber zu Ostern, was meinst du?“

„Gründonnerstag!“ schlug Hugo vor.

„Da sind die Frauen schlechter Laune,“ erwiderte Karl Zdurotschin. „Es bleibt bei Ostern. Wenn's am ersten Feiertag regnet, komm ich am zweiten!“

„Prost!“ schrie Hugo überglücklich.

Dann bestellte Karl Zdurotschin Sekt.

Als Hugo am nächsten Morgen um vier Uhr auf den Marktplatz trat, war ihm zumute, als wäre er ein tanzender Stern im Weltenraume. Alles drehte sich um ihn herum. Aber er raffte sich zusammen, marschierte durch die frische Morgenluft und kam nach zwei Stunden in einer beinahe würdevollen Verfassung vor seinem Vaterhause an. August Knorred war zum Glück schon auf den Feldern. Nur die Mutter empfing den Heimgekehrten.

„Hugo!“ rief sie und drückte ihn ans Herz. „Wie siehst du aus. Du bist gewiß die ganze Nacht durchgefahren.“

Er nickte, ließ sich ins Bett paden und schlief bis zum Mittagessen. Da erschien er und grüßte herablassend nach allen Seiten. Der Vater knurrte etwas in den Bart und reichte ihm flüchtig die Hand. Hedwig sah ihn an und dachte sich das richtige. Thomas Hauschild begrüßte ihn mit einer gewissen Herzlichkeit, die schon deutlich auf die zukünftige Verschwägerung hinwies. Und die Mutter sorgte sich um seinen Appetit, der überdies gar nicht schlecht war.

„Herr Zdurotschin kommt schon zu Ostern!“ sprach Hugo leichtsin, während er sich noch einmal den Teller füllte.

„Ach wie schön!“ rief Hedwig schnell.

Alle schauten sie an, die Mutter verwundert, der Vater kopfschüttelnd, Thomas Hauschild ärgerlich und Hugo höchst zufrieden. Jetzt ging alles gut! Die Freiheit des Dreitausendsechshundertmarkwechsels war ihm sicher.

„Auf diesen Kerl freust du dich noch?“ fragte der Vater mißbilligend.

„Wenn er doch so ein gutes Herz hat!“ verteidigte sich Hedwig kleinlaut.

„Das hat er!“ sprach Hugo vorwurfsvoll.

August Knorred und Thomas Hauschild versießen kurz darauf das Zimmer. Auch Hedwig verschwand. Hugo mußte noch einige mütterliche Bärtlichkeiten über sich ergehen lassen, dann suchte er Hedwig auf, um seine hohe Mission zu erfüllen. Er traf sie in der Küche und wollte ihr einen Kuß aufdrücken.

„Weh!“ rief sie und stieß ihn zurück. „Bov dir schon gar nicht!“

„Warum denn nicht?“ fragte er neugierig und strich sich den kleinen, dunkelblonden Schnurrbart.

„Weil du,“ rief Hedwig und suchte nach einer richtigen Bezeichnung, „weil du ein Egoist bist!“

„Stieh mal an!“ lachte er und fuhr sich über die Stirn, denn er hatte einen widerpenstigen Vater. Wenn er aber den Vater hatte, war sein Gehirn stets von einer verblüffenden Geistesstärke. Dann konnte er Weisheiten von sich geben, die unwiderstehbar klangen und von einer unerhörten Schlagkraft waren.

„Jawohl,“ rief sie empört, „du bist ein Egoist!“

„Der Egoismus ist die Religion der Zukunft!“

„Laß mich mit deinen Berrücktheiten in Frieden!“

„Das weibliche Gehirn befindet sich noch im Embryonalzustand. Deshalb kannst du den Sinn meiner Worte nicht erfassen. Denke dir eine Zeit, in der alle Menschen Egoisten sein werden!“

„Ich werd mich hüten,“ rief sie rasch. „Die ganze Welt mit solchen Leuten wie du einer bist, dafür bedank ich mich. Was tust du denn?“

„Muß der Mensch denn immer etwas tun?“

„Du bist faul und lebst von deiner Eltern Geld. Ich würd mich schämen, wenn ich die Schulen besucht hätte, wie du, und mit vierundzwanzig Jahren auch noch einen Pfennig annehmen würde.“

„Das hört auch auf!“ erwiderte er selbstbewußt.

„Wirklich?“ rief sie glücklich und nahm ihn bei der Hand. „Du willst wirklich arbeiten und fleißig sein, Privatstunden geben und Geld verdienen?“

„Um!“ machte er und stützte den Kopf in die Hände.

„Sieh mal, Hugo!“ sprach sie auf ihn ein. „Es geht wirklich nicht so weiter. Vater brummt und Mutter feuert. Und wenn Vater erfährt, daß sie dir immer noch Geld nebenbei geschickt hat, da gibt's einen höllischen Krach. Du solltest doch Vernunft annehmen. Ein Mensch wie du, der gesund ist und soviel gelernt hat, der sollte sich doch sein Brot allein verdienen können. Ich arbeite doch auch den ganzen Tag!“

„Es wird an dir liegen!“ erwiderte er dumpf und feierlich. „Ganz allein an dir!“

„Aber wieso denn?“ lächelte sie unsicher. „An mir? Was kann ich denn dabei tun. Hugo! So sag's doch, was ich tun soll.“

„Bart's ab!“ rief er, trat vor sie hin und drückte ihre Hand. „Ich kann mich auf dich verlassen!“

„Ja, was soll denn das heißen? Freilich kannst du dich auf mich verlassen, ich bin doch deine Schwester.“

„Es ist gut!“ sprach er und zog sie an sich. „Du bist das beste Mädel, das ich kenne! Nur darfst du mich nicht im Stiche lassen!“

Dann ging er hinaus. Es war ihm doch etwas schwül geworden. Draußen schritt eben der Vater vorbei, um nach dem Vorwerk zu gehen. Hugo schloß sich ihm an. August Knorred sprach kein Wort.

„Weißt du, Vater!“ sagte Hugo, als sie aus dem Dorfe traten. „Ich verehere dich!“

„Laß die Albernheiten!“ knurrte er ihn an.

„Im Ernst!“ beschwor Hugo.

„Du bist ein Nichtsnutz!“

„Eben deswegen. Ich merke, daß mir was fehlt. Und das ist gerade das, was du im Uebermaß besitzt.“

„Weiß schon, das Geld!“ erwiderte August Knorred. „Wirst dich aber grimmig täuschen.“

„Du verkennt mich aus dem Grunde!“ verteidigte sich Hugo gewandt. „Ich meine deine Bieckfrigkeit auf die Arbeit. Ich bin nun einmal das direkte Gegenteil. Und daraus machst du mir einen Vorwurf. Ich tue doch nur das selbe, was du tust!“

Der Vater blieb stehen und sah seinen Erstgeborenen fragend an.

„Es ist so!“ rief Hugo auftrumpfend. „Du lebst dich aus, ich auch.“

„Aber aus meiner Tasche!“ sprach ruhig der Vater und schritt weiter.

„Das hat aufgehört!“ schwur Hugo fest. „Von heute ab nehme ich keinen Pfennig mehr von dir an.“

„Schau, schau!“ antwortete der Vater ungläubig und blieb wieder stehen. „Ist das ein Wort?“

„Ein Mann ein Wort!“ rief Hugo und streckte die Hand aus.

„Auch von Mutter nicht?“ fragte August Knorred vorstichtig.

„Nein!“ gelobte Hugo unerschütterlich.

„Und ohne Schulden zu machen?“

„Keinen Pfennig!“

„Junge!“ sprach der Vater warm und drückte ihm die Hand. „Wenn du das ein ganzes Jahr durchhältst, dann glaub ich, daß noch was Berrücktes aus dir wird. Wenn nicht Pastor, dann was anderes.“

„Was anderes!“ wiederholte Hugo und steckte sich eine Zigarre an.

Dicht vor dem Vorwerk fanden sie Moriz Gassel, der schon wieder Ferien hatte. Er grub wilde Rosenstämmchen aus und war wie gewöhnlich von einer Fajpel Kinder umgeben. Hugo ließ den Vater allein weitergehen und freundete sich geschwind mit Moriz Gassel an. Auf dem Rückwege erzählte ihm der von seinen Plänen, lud ihn ein, den Garten zu besichtigen, eine Tasse Kaffee nicht auszulassen und setzte die Mühle sofort in Bewegung, nachdem sich Hugo auf das Sofa ausgestreckt hatte. Denn er war noch immer etwas müde.

Nachdem Moriz Gassel eine halbe Stunde doziert hatte, richtete sich Hugo auf, verbrannte sich an dem heißen Getränk die Zunge und sagte: „Verflucht!“ Moriz Gassel lachte ihn aus.

„Sie sind ein Idealist!“ behauptete Hugo. „Sehen Sie mich an, ich bin auch einmal so gewesen. Aber das ist schon lange her. Die Freiheit ist nur Chimäre. Es gibt nur eine Freiheit: die der Idee! Nur darf man sie nicht aufschreiben. Dann ist sie nicht mehr frei.“

„Aber Sie als Student!“ rief Moriz Gassel verwundert. „Sie haben doch die akademische Freiheit. Wenn ich da an das Seminar zurückdenke! Wie die Sträflinge hat man uns behandelt.“

„Akademische Freiheit!“ lachte Hugo verächtlich. „Ich hab nichts davon gemerkt. Man belegt Vorlesungen und genießt die Freiheit, sich von einem Nummelgrais von Professor vorquatschen zu lassen, was er vorher aus dreiundzwanzig Büchern abgeschrieben hat. Vor fünfhundert Jahren war diese Methode angebracht, aber heute ist sie ein Blödsinn. Da ist es doch besser, man setzt sich zu Hause auf die Hosen und liest die Bücher selbst. Schöne Freiheit, die freie Wissenschaft immer durch die Brille eines kurz-sichtigen Professors genieszen zu müssen.“

„Doch Sie haben Verbindungen!“ warf Moriz Gassel ein. „Da ist das Leben lustig und frei.“

Hugo schlug ein Höllengelächter an und setzte sich auf.

„Sören Sie mal!“ leuchte er und hielt sich den Bauch. „Sie haben eine schöne Vorstellung von dem Zimt. Mit Schlachtmessern gehen sie auseinander los und zerlegen sich das Gesicht. Ich habe vorgeschlagen, zu diesem Zweck den Gegenpol des menschlichen Körpers zu benutzen, weil da für Schmiss viel mehr Platz ist, bin aber nicht durchgebrungen. Und dann das fürchterliche Gefaß. Ich stell darin meinen Mann, weiß Gott! Aber kommandieren laß ich mir nicht. Die Freiheit im Genuß ist mir mehr wert, als diese Versicherung auf Gegenseitigkeit, die man Korpsbrüderschaft nennt und die nur Bierbäuche und feudale Hohlköpfe erzeugt.“

„So?“ fragte Moriz Gassel hilflos. „Was wollen Sie denn werden?“

„Muß man denn immer was werden?“ gab Hugo zurück. „Ich genieße mein Leben. Alles andere ist ja so gleichgültig. Gibt es überhaupt eine erstrebenswerte Sache auf dieser Welt, so ist es Geld.“

„Da mach ich nicht mit!“ sagte Moriz Gassel schlicht.

„Na!“ meinte Hugo und schwang sich von dem hohen Pferd herunter. „Das verlangt ja keiner von Ihnen. Es ist ein Glück, daß die Menschen verschieden sind. Kommen Sie mit zum Wiegelt, einen Schoppen trinken?“

„In einer Stunde!“ sagte Moriz Gassel zu. „Eher kann ich nicht. Ich muß noch einen Stoß Döste korbieren.“

(Fortsetzung folgt.)

Leutnant Zollhofer.

Eine wahre Begebenheit aus unserem Kriege von Paul Dura. (Nachdruck verboten.)

Dreimal leuchtet der Name auf! Leutnant Zollhofer! Nun ist er erloschen. — Das erstemal! In dem dümmlichen Hurra! erhob sich der frühe und hastige Gass, über den so viele lachten,

so viele mit Bewunderung sprachen, hinter seinem Tische mit
trat auf die Veranda hinaus, wo eine junge Dame eifrig schrieb.
„Mein gnädiges Fräulein, versetzen Sie gütigst! Ich sehe,
daß Sie mit roter Tinte schreiben, vorzuziehen an diesem heißen
Morgen. Nun hat einer meiner Iventigen, aber ein hochwüchsigender
Auftraggeber da an meinem Entwurf dies und das herankritisiert,
Er will; ich soll ändern, soll es mit roter Tinte tun, damit der
Schlaue Herr sogleich sehen kann, wie weit ich ihm zu Willen andere.
Mein gnädiges Fräulein, glauben Sie mir, ich hätte es nie ge-
woagt — aber wo soll ich hier zwischen den Bergen rote Tinte her-
nehmen? Und der Mann bedrängt mich so arg.“

Sie war aufgestanden, nickte ihm zu und reichte ihm das
kleine Fläschchen Tinte, auch den Falter. Und er nahm beides,
hielt ihre Hand fest und beugte sich galant darüber.

Erst nach dem Handkuß stellte er sich vor: „Professor Mittel-
bach!“

Ihren Namen verstand er nicht, so leise sprach sie. Oder gab
er so wenig acht, weil ihn die Augen, diese tiefen Augen viel
mehr beschäftigten?

„Sind Sie Schriftstellerin?“ zeigte er auf die Korrekturen.
Da müssen Sie mir erzählen, wir müssen Freunde werden. Ich
habe mehrere Freunde, die Schriftsteller sind. Aber eine Dame...
die habe ich mir immer ganz anders gedacht, alt und ehrwürdig,
mit einer großen Brille.“

Sie lachte hell auf und ließ sich von seinen Schmeiche-
worten einfangen, mit ihm zu plaudern. Die Terrasse stiegen sie
hinab und wanderten in den Wald. Nachmittags holte er sie ab,
weil sie abends mit ihr. Sie wurden an diesem einen Tage eheliche
Freunde und sprachen sich vieles vom Herzen, Pläne, Hoffnungen
und Träume. Sie mußte ihm auch erzählen, was sie schrieb.
Einen Roman von einem Leutnant. Sie wollte darin den neuen
Geist unserer Zeit der Technik und seinen Einfluß auf den Offi-
zier ausdrücken. Ein Flieger sei dieser Leutnant, keiner von den
eheligen, stählernen Heldenfiguren, die es wohl auch gar nicht mehr
in der Armee gäbe.

„Kann noch“ bestätigte ihr der Professor und bekannte,
selber Offizier der Reserve zu sein. Das Thema interessierte ihn,
noch mehr die kluge, junge und so ohne Veraleich schöne Schrift-
stellerin. Nach Tagen war er sich gewiß, daß er sie liebte.

Immer sprachen sie von Problemen und Themen, auch von sich
selber, zumeist von dem Roman.

„Wie soll er denn heißen? Wann erscheint er?“

„Bald. Und heißt wie sein Held: „Leutnant Jollifoser.“

„Da will ich doch ja nicht unterlassen, einer der ersten Käufer
dieses Buches zu sein,“ beteuerte Professor Mittelbach und schrieb
sich den Titel des Buches auf einen Zettel, den er sorglich faltete
und in seiner Geldtasche verwahrte.

Den nächsten Tag und die folgenden sprachen sie auf einmal
nicht mehr von dem Buche, auch nicht mehr von sich selber; die
Ereignisse der Welt draußen führten auch über das stille Bad
in entlegenen Waldtal herein. Der Krieg drohte! Er brach aus.
Und Professor Mittelbach mußte abreisen, wie die meisten Männer.

Im letzten Male ging er mit seiner neugewonnenen Freundin
durch den Wald. Es war ein schnelles, drängendes Wandern und
Sprechen. Sie fühlten beide ihre Herzen schlagen. Und küßten
sich zum Abschied.

„Wenn ich wiederkomme, Liebe, Liebste — hier wollen wir
uns wiedersehen, wo wir uns zueinander fanden!“

Sie schauerte es sich zu. Und er schied, ihre Blumen, ihre
letzten Liebesgrüße in treuen Händen. Weinend winkte sie ihm nach.

Es kamen schweigende, schwere Wochen für beide. kamen
schnelle Grüße her und hin. „Ich bin gegen Russland!“ schrieb
er ihr. „Und es geht hart her.“

Sie bangte, zitterte um ihn, vergaß ihre Kunst, ihr Buch,
das unbenutzt in den ersten Wochen des großen Krieges erschien.
Blumen, kleine Angebinde, Ledereien schickte sie ihm, und hatte
wohl noch nie so wunderschön, so innig geschrieben, als in den
Begleitbriefen zu jedem Päckchen.

Aber die Sendungen kamen alle nacheinander zurück. Ver-
mißt! stand auf den ersten und folgenden, nachher kloß noch:
Zurück!

Sie fragte vor allen Toren um Rat, wollte die Adresse des
Gefangenen in Russland erfahren. Wochen vergingen, furchtbare
Wochen. Da kam Antwort vom Nachweisedureau: Ein Offizier
bei den Winternern namens Mittelbach, Architekt von Zivilberuf,
ist nicht unter den deutschen Gefangenen in Russland.

Diese Entscheidung bezeichnete man ihr als endgültig. Er
war also verschollen, war tot.

Sie hülfte sich nicht in ausdringliche Trauerkleider, denn er
war ihr ja vor der Welt noch ein Fremder gewesen, und sie
haßte die leeren Formen der Menschen, aber tief im Herzen, da
betraute sie sein ferres, unbekanntes Grab und dachte immer mit
stiller Wehmut an den lieben und geliebten Freund, der so un-
vermittelt in ihr Leben getreten war, sie ganz besaß und hatte und
mit ein leerer Raum, ein Schatten war. Die Monate gingen hin,
ein halbes Jahr. Es kam ein neues Jahr, ein neuer Frühling.
Ihre Jugend faßte neue Schaffenspläne und vergaß den Freund.

Aber ihr Buch vom Leutnant Jollifoser, an dem der Tote
wohl Anteil genommen hatte, ging weite Wege in den Krieg
Streit. Dieser Krieg bewies es, daß der Offizier ein anderer ge-

worden war, als ihn die stählernen alten Jungfern in ihren Büchern
malten. Er war ein Held! Und was ein junges Frauenhirn von
den Offiziersstägern erträumt hatte, ward zur Tat. Sie leisteten
so Uebermenschliches und Herrliches, daß Generalfeldmarschall
Dindenhurg selber des Lobes davon voll war.

Und einen kleinen Abglanz dieses Ruhmes trug das Buch
vom neuen Geiste des deutschen Leutnants durch die Heere.

Abends im Unterstand ging es von Hand zu Hand. Sogar
der Brigadegeneral, der überhaupt nicht viel von Büchern hielt,
lobte es.

„Allerhand Achtung vor so einem Frauengemmer, das Buch
da zu fabrizieren, meine Herren. Wirklich ausgezeichnet. Erzellenz
haben das auch gefagt und gemeint, es könnte gar nichts schaden,
wenn wir der Dame mal durch ihren Verleger ein Sammellob
zutommen ließen. Schließlich sind wir doch kompetent, na, und
Zeit haben wir auch genug gerade jetzt. Ist ja auch für den Offi-
zier sozusagen Billigt, nicht, sich gegen Damen stets dankbar zu
zeigen? Na, vielleicht ist sie auch jung und häßlich. Man kann nie
wissen.“

Die Leutnants waren begeistert von der Idee, und die Stabs-
offiziere sagten nicht nein, schrieben ihren Namen alle in den
großen, schwingvollen Kulbigungsbrief, den der Brigadeadjutant
aufgesetzt hatte.

„Wirklich, Erzellenz waren ganz begeistert von dem Buche.
Nannten die Verfasserin eine geistvolle Person und meinten,
man habe ihr ganz gehörlig dankbar zu sein.“

Dieser Brief erfüllte die Dichterin mit einer wehmütigen
Freude. Wenn er das erlebt hätte! Nun stand er wieder lebendig
vor ihr, schwärmend und werbend. Sie starrte tröstend in den
neuen Frühling und lächelte sich ehrsam. Oft, gar oft hatte sie
darüber nachgedacht, ob denn die schnelle, junge Liebe damals
wohl das Rechte für sie beide gewesen wäre, und hatte doch nur
immer zu dem einen Schlusse gefunden: Er liebte dich und er ist
verschollen, ist tot! Aber dann war es ihr immer, vollends jetzt
in dem neuen Frühling, als lebe er, lebe irgendwo und würde
wiederkommen.

Sie reiste in das Waldbad und wartete. Wenn sie es sich
auch nicht eingestehen wollte, es war doch ein drängendes, weises
Warten in ihr, ein Sichfreuen.

Wieder wurde es Sommer, Sommer wie vor einem Jahre,
als der Liebste Abschied nahm. Ihr Verleger kam, sie zu besuchen
und hat: „Reisen Sie hier weg, liebes Fräulein! Das ist doch
hier nichts für Sie... Ins Leben!“

Sie spazierte im Walde, und er erzählte von sich, von seinen
Geschäften, von ihrem Buche.

Da ist mir letztes etwas Seltenes widerfahren.
Denken Sie mir! Ich erhalte ein Schreiben vom Armees-Ober-
kommando-Ost, aus dem ich zuerst gar nicht klug geworden bin.
Ich habe es Ihnen des Interesses halber mitgebracht.“

Er blieb stehen, zog einen dicken, gelben Lantsbrief aus der
Tasche und wollte ihn entfalten. Da streckte sie schon die Hand
darauf aus, gebieterisch: „Beben Sie!“

Erstaunt reichte er ihr den Brief. Und sie riß das weiße,
engbeschriebene Blatt heraus. Ihre Hand zitterte heftig.

Beim Tieferbetten einiger von den Russen zu flach
angelegter Gräber aus den ersten Kriegswochen haben wir leztlich
auch ein paar unermittelte deutsche Soldaten aufgefunden, darunter
ein Mann, der unzweifelhaft ein Offizier und aus besserem Stand
gelesen ist. Welcher ist er nicht mehr erkennbar, hat auch kein
Erkennungszeichen, keinerlei Verfassaden oder sonstiges bei sich ge-
habt. Blatt ausgeraubt von den Russen. Nur in der geleerten
Geldtasche fand sich ein abgerissener Notizbuchzettel mit den beiden
Worten: Leutnant Jollifoser, in stotter Bleistiftschrift. Ein deutscher
Offizier dieses Namens fand sich jedoch nirgends in den Listen.
So wurde der unbekannte Tote wiederum beigelegt, ohne fest-
gestellt zu sein. Er ist in ein Grab für sich gebettet. Das Grab-
kreuz ist ohne Inschrift. Beim Nachforschen des ausgezeichneten
Namens „Jollifoser“ hat sich dann herausgestellt, daß es ein Buch
dieses Titels gibt, das sich der gefallene Soldat wohl aufgeschrieben
hatte, um es sich vielleicht später zu kaufen oder zu entleihen.
Ein Offizier beim Oberkommando kannte das Buch selber und er-
klärte, es wäre in einzelnen Heeresteilen sehr bekannt und ver-
breitet. Durch ihn erfuhren wir auch Ihren Verlag und teilen
Ihnen als dem Verleger des Buches den Vorkall mit, ohne an-
nehmen zu wollen, daß Sie vielleicht zur Retrospektierung des
unermittelten toten Soldaten beitragen könnten. Indemfalls wollen
Sie jede zweckdienliche Auskunft...“

Das Briefblatt flatterte auf den Waldboden. Der Verleger
bückte sich, es aufzuheben.

„Das muß man Gewissenhaftigkeit nennen, nicht wahr?“
richtete er sich wieder auf. Und verstimmte sich. Er blähte in ein
totenbleiches Frauenantlitz. „Über verehrteste Freundin!“

„Kommen Sie! Ich will hinreisen und den Namen auf das
leere Grabkreuz schreiben.“ flüsterte sie tonlos und zog den Ver-
wundernden, Erschütterten mit sich.

In Ehrfurcht schweig der Wald und dämpfte die hastigen
Schritte des jungen Weibes, das nach dem Grabe seiner Liebe
drängte.

Vermischtes.

* Unsere Höhlenbewohner an der Aisne. Der Kriegsmaler Ernst Vollbehr, der mit unsern Feldgrauen in den Höhlen und Steinbrüchen an der Aisne gelebt hat, schildert seine Erfahrungen in einer fesselnden Blauberei, die er in der Umschau veröffentlicht. Die Höhlen, die natürliche, starke Festungen darstellen, scheinen zum Teil aus der Zeit der Höhlenbewohner zu stammen; sie gewöhnten mit den gewaltigen verwitterten Riesensäulenlöchern, die die Decke stützen, einen malerischen Anblick. Vollbehr gewöhnte sich bald an das Höhlenleben und an den Kanonendonner und malte die mannigfachen Bilder des Soldatenlebens, die sich in den romantischen Höhlen entfalten. Hier waren Soldaten dabei, ein Weinsäß zu leeren, das ihnen als Beute zugefallen war, dort zahlte an einem Tische ein Unteroffizier das Monatsgehalt aus, während ein anderer zahlreiche Postanweisungen ausdrieb, durch die die Soldaten das Geld in die Heimat schickten, dann sah man wieder Schuster und Schneider bei der Arbeit, Gewehrappell wurde abgehalten, an anderer Stelle spielte man Karten oder rüstete zur nächsten Mahlzeit. Ganz im Hintergrunde schliefen einige hundert Pioniere, die in der Nacht an den Schützengräben gearbeitet hatten. Während über dem Eingang die Granaten hinwegzischen, fühlten sich die Soldaten unten in den Höhlen sicher und wohl. Ein Bild wie aus den ersten Zeiten der Christenheit entfaltete sich, wenn an den Sonntagen die Soldaten aus den Schützengräben kamen und sich um den aufgestellten Altar zum Gottesdienste versammelten. In einer unterirdischen Küche fand Vollbehr am Herde einen Soldaten, der als Koch berufen war und sich gerade damit beschäftigte, Fleisch zu braten. In der Decke waren Granatlöcher mit Stroh ausgefüllt, die Fenster auf der Feuerseite waren mit Läden verrammelt, und der Koch „Karl“ war während, weil ihm am Morgen die Küchenuhr und einige Gläser durch Schrapnellschüsse vernichtet waren. Trotzdem schmeckte das Essen hervorragend. Außer der unterirdischen Küche gab es noch eine Reihe tiefer Keller, die etagenartig untereinander lagen und in denen die Soldaten, wenn sie aus den Schützengräben abgelöst waren, bombensicher ruhen und auschlafen konnten. Auch das Bureau des Majors und die Verbandplätze waren unterirdisch. Als eines Abends die Soldaten in der großen dunklen Höhle bereits schliefen und nur noch ein kleiner Teil im Mondschein vor dem Eingang sah und Heimatslieder sang, kam völlig erschöpft ein Soldat mit der Meldung angelaufen: „Die Engländer sind im vordersten Schützengraben.“ Im Augenblick war alles aus dem Schlaf und stand marsch- und kampfbereit vor der Höhle, um im Laufschrift gegen den Feind vorzugehen. Die Wache hatte jedoch bereits den Angriff zurückgeschlagen, so daß sich die Soldaten wieder in die Höhlen zurückziehen konnten.

* Wie Nadežky im österreichisch-italienischen Kriege zum Schnurrbart kam. Im österreichischen Heere war bei den Offizieren außer bei den Husaren vor dem Jahre 1848 der Bart verpönt, bei der Mannschaft indessen war der Schnurrbart obligat. So erregte es große Sensation, als der Kriegsminister Feldmarschalleutnant Petar Danini, der sein Amt am 8. April 1848 antrat, sich bald darauf einen Schnurrbart, das Abzeichen der militärischen misera plebs, stechen ließ. Der Offizierschnurrbart wurde allgemein mit Jubel aufgenommen, und selbst diejenigen mußten ihn sich nach solchem Vorbilde nun auch noch stechen lassen, die eben nicht gerade verjüngt durch ihn aussehen. Bald trugen alle einen Schnurrbart, bis auf Nadežky, den obersten Feldherrn selbst, der über achtzig Jahre alt war. Im italienischen Feldzuge nun, im Jahre 1848, als er einmal in sehr heiterer Stimmung beim Frühstück war — es war kurz nach dem siegreichen Gelechte bei Mortara — fragte ihn, als der vortreffliche Mostrano-Wein bereits alle recht angeregt hatte, Graf Bachtla, der Generalintendant der Armee, warum er noch immer glatt rasiert ginge. Da meinte der greise Feldherr: „Meine grauen Stoppeln müssen sich wahrlich gut genug ausnehmen; laßt's mich aus mit euren Gesichtern, ich habe nach dem Reglement so lange Jahre keinen Bart mehr getragen und werde doch jetzt nicht wieder damit anfangen sollen!“ — „Aber,“ entgegnete ihm der Feldzeugmeister v. Schönhals, „die ganze Armee trägt jetzt Bärte und nur ihr Führer, Euer Erzellenz, nicht!“ Nun stimmten alle mit Witten ein, Nadežky möge sich auch einen Bart stechen lassen, die lustigsten Entwürfe wurden erfunden, auf die der Feldherr in gutgelaunter Weise mit Scherzen einging, und schließlich sagte er: „Jetzt paßt's mir an, ich will euch was versprechen: wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich mir 'nen Schnurrbart wachsen!“ Ein allgemeiner Jubel folgte diesem Versprechen, frohgelaunt gingen die Offiziere auseinander, und schnell verbreitete sich im österreichischen Heere die Nachricht, Nadežky lasse sich den Schnurrbart wachsen, wenn der Feind tüchtig geschlagen werde. Das war am Postage zur Schlacht von Novara, und vielleicht hat Nadežkys Scherz auch dazu beigetragen, daß die Oesterreicher einen großen Sieg davontrugen; jedenfalls mußte sich der Feldherr nach der Schlacht bei Novara einen Schnurrbart stechen lassen.

* 400 Fremdkörper im Magen. Einen wahren „Straußenmagen“ hatte ein Holländer, von dem die „Gazette Medicale“ berichtet. Man hat schon oft von Kranken gehört, die

in einer Art Wahnsinn einen unüberwindlichen Drang verspüren, ihrem Magen die unverdaulichsten Dinge zuzuführen, aber dieser neue Fall stellt doch einen Rekord dar. Der Patient wurde wegen einer immer schlimmer werdenden Schlingbehinderung vor 14 Tagen im Hospital eingeliefert und leugnete bis zu seinem Tode, der durch eine Rippenfellentzündung herbeigeführt wurde, irgend einen Fremdkörper verschluckt zu haben. Die Sezierung brachte die erstaunlichsten Dinge zutage. In der Seitenwand der Speiseröhre war ein Teil einer Linienseide in der Größe einer Nuss. Der Magen, dessen Inneres Geschwürnarben zeigte, war mit den verschiedensten Gegenständen aus Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Glas, Stein und Kork angefüllt. Darunter waren Stücke von Ketten, von Schlüsseln, ein kleines Taschenmesser, zwei Kropfenzieher, ein Kropfen einer Seltersflasche, zahlreiche Ringe, Manschettenknöpfe, eine Kartätsche mit Kugel. Die Zahl dieser Dinge betrug 400; sie hatten ein Gewicht von 750 Gramm.

Einer deutschen Braut ins Kriegs-Gebetbuch.

Hast deinen Liebsten du im Kriege sehn,
Dann mußt du also bei Gott beten gehn:
„Du starker Gott! Du Herr von Tod und Sieg;
Der, den ich liebe, steht im großen Krieg.
Wie muß' der Krieg ihm hehr und heilig sein,
Daß er sein liebliches Mädel sich allein!
Nun will ich meine größte Not dir klagen,
(Du darfst es aber keinem weiter sagen):
Nicht Leid um ihn, daß er das Schwert empfing!
Nur Leid um mich, daß ich nicht mit ihm ging!
Und willst du meinen heißen Wunsch erfahren,
Dann mußt du treulich mir sein Herz bewahren!
Denn träf' ihn falsche Lieb und tödlich Blei,
Da riß auch mir mein armes Herz entzwei!
Da, wo er steht, laß ihn als Held nur stehn,
Und — mußt es sein — als Held ihn untergehn!
Kommt er nicht wieder, dann behalt ihn du!
Ich gönnt' ihm nur bei dir und mir die Ruh!
Und kommt er wieder, mußt er Sieger sein!
Ein Sieger oder tot — der Beste mein!
So liegt sein Leben zwischen dir und mir:
Als Sieger mein! — Als toter Held bei dir!

Mai 1915.

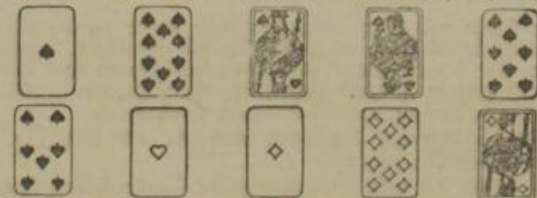
Ludwig Müllins.

Büchertisch.

— „Bühne und Welt“. Aus dem reichen Inhalte des Maiheftes der von Wilhelm Krieger herausgegebenen „Bühne und Welt“, Hefter für das deutsche Kunst- und Geistesleben, seien hervorgehoben: „Das eiserne Kreuz am weißen Band“, vom Herausgeber; — „Hindenburg als Erzieher“, Walter von Molo; „Kunst und Zukunft“, Hans von Wolzogen; — „Schiller als unler geistiger Führer im Weltkrieg“, Prof. Dr. Karl Berger; — „Vor die Schranken“, Adalbert Luntowski; — „Ein Wort an die Keltler“, Prof. Dr. Theobald Ziegler; — „Musikalische Zeitgeschichte“, Walter Dahms; — „Vaterländische Stoffe“, Alexander von Gleichen-Ruhwurm; — „Wölund der Schmied“, vom Herausgeber; — „Abnungen und Wahnmaen für unsere Zeit“, Prof. Dr. Fritz Ludin. — Unter den Rubriken „Zuschriften“ und „Zur Kritik der Gegenwart“ wären weitere nennenswerte Beiträge zu erwähnen. Der illustrierte Teil enthält vier Abbildungen zur Wölund-Sage von Prof. Ludwig Fahrenkrog. Der Preis für das Heft beträgt 60 Hg. — Ein Halbjahresbezug während des Krieges 3,50 M. — Probehefte durch den Verlag kostenfrei. Verlag von „Bühne und Welt“, Hamburg 86.

Stat-Aufgabe.

Vorhand spielt im Besitz folgender Karten Pique-Solo:



Das Spiel wird verloren. — Was für Karten hatten die Gegner und wie wurde gespielt?

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:
Sarajate — Otto — Markt — Kastatt — Aster — Tasso —
Eros — Saar;
Sokrates.